

Calderons letzte Liebe.

Historische Novelle von Moritz von Starkenbach. (Schluß.)

8.

Eines Abends hatte Calderon Florita nach einer der Vorstellungen der Medea, welche ihr immer Gelegenheit zu neuen Triumphen boten, nach Hause begleitet. Sie war bleich, zerstreut, und all sein Bemühen vermochte nicht, sie zu erheitern; sie saß bei Tafel, ohne ein Wort zu sprechen, oder das Mindeste anzurühren. Frau Müller entfernte sich auf einen Augenblick und Calderon benützte diesen, um an Florita die Frage zu richten, warum der Marquis de Ribiers heute nicht im Theater gewesen.

Florita erbebte; sie sah nun, daß Calderon den Grund ihrer Schwermut erraten habe, und eine brennende Röte bedeckte ihr Antlitz, wich jedoch bald einer totenähnlichen Blässe.

„Ihr liebt also diesen Mann?“ fuhr Calderon halb schmerzhaft, halb mitleidig fort.

„Ja, ich liebe ihn!“ erwiderte Florita.

In diesem Augenblick kehrte Frau Müller, mit einem Brief in der Hand, zurück. Ein Kammerdiener in der Livree des Marquis de Ribiers hatte das Schreiben gebracht; es war an Florita adressiert, und dem Boten war Ordre erteilt, den Brief Florita ganz geheim in die Hände zu spielen. Aber das Stubenmädchen, dem er das Billet anvertraute, hatte sich beeilt, ihre Gebieterin von dem Geheimnisse zu benachrichtigen. Die arme Mutter wagte weder, den Brief zu erbrechen, noch ihn ins Feuer zu werfen, wie sie es mit so vielen andern Billets sonst gethan hatte: sie überreichte ihn der Tochter und setzte sich ihr gegenüber, ängstlich auf einen Augenblick des Vertrauens harrend. Florita nahte zitternd, bestürzt, von einer traurigen Ahnung betroffen, einem Armleuchter am andern Ende des Saales und las unter ängstlichem Herzklopfen:

„Meine Teure!

Es ist um alle Freude meines Lebens, um all mein Glück geschehen; ich muß Dich verlassen: die Ordre, die mich nach Frankreich zurückruft, ist gekommen. Ich hätte nicht gehorcht, wenn nicht eine Botschaft des Herzogs von Olivarez mir zugleich erklärt hätte, daß ich binnen vierundzwanzig Stunden Madrid verlassen müsse. Meine Freunde haben versucht, vom Minister den Widerruf dieses Beschlusses zu erlangen und mir ein Mittel vorgeschlagen, welches ich aber zu ergreifen mich weigere, weil ich es mit meiner Ehre nicht vereinbar halte.

„Ich reise ab, teure Florita; traurig, verzweifelnd scheide ich von Dir, denn ich sehe kein anderes Ende meiner Leiden, als das Ende einer Liebe, welche ich bis ins Grab bewahren werde. Möge der Tod mich bald von solch einem qualvollen Leben erlösen. Und Du, meine süße Florita, bleibe Du Deiner Kunst getreu, bleibe schön, angebetet, glücklich und vergiß nie Deinen unglücklichen Henri.“

Nachschrift: „Ich werde in Quadalajara beim Herzoge von Infantado auf vierundzwanzig Stunden Halt machen. Wenn ich daselbst ein Wörtchen, ein letztes Lebewohl von Dir erhielte, so wäre dieses noch ein Augenblick des Glückes in einem Dasein voller Trauer.“ — — — —

Florita starrte etwa eine Minute unbeweglich den Brief an; ihr Antlitz war bleich, sonst aber verriet kein Zeichen ihre Bestürzung, ihre Verzweiflung. Die Mutter und Calderon verharrten in tiefem Schweigen und beobachteten sie ängstlich. Bald kehrte Florita zu ihnen zurück, setzte sich mit anscheinender Ruhe nieder und schien nachzudenken. Plötzlich sagte sie zu Calderon gewendet:

„Ich bin jetzt bald anderthalb Jahre beim Theater, ich muß wohl viel Geld erworben haben, nicht so?“

„Gewiß,“ erwiderte Calderon, nicht wenig erstaunt über diese Frage; „wir haben Euer Interesse, Florita, stets wohl gewahrt. Euer Anteil an den Einnahmen des Theaters de la Cruz

Weihnachten der Armen. Von O. Meyer-Wegner. (Mit Text.)

beträgt zweimalhunderttausend Realen, und ich habe diese Summe bei meinem Freunde Don Fadrique Moreno sicher angelegt."

„Sehr wohl!" sagte Florita, „das gehört meiner Mutter."

„Das gehört Dir, mein Kind, das ist Deine Mitgift!" rief Frau Müller gerührt.

„Sie hat eine schönere Mitgift, ihr Talent!" bemerkte Calderon lächelnd.

Eine Ruhe trat ein; dann schlug es an dem Kirchturme von San Salvador Mitternacht. Calderon erhob sich.

„Es ist spät," sagte er; „Florita ist von der heutigen Vorstellung erschöpft; ich gehe. Auf Wiedersehen, Donna Anna. Gute Nacht, mein Kind, auf Wiedersehen!"

Er wollte sich entfernen. Florita trat auf ihn zu und sagte, ihm die Hand reichend, mit bewegter Stimme: „Auf Wiedersehen!"

Er küßte diese Hand — sie war kalt und zitterte in der seinen.

„Arme Florita!" seufzte Calderon. Dann empfahl er sich. Das Mädchen blieb noch eine Weile stehen, sich an den Tisch stützend. Ihre Mutter betrachtete sie mit zarter, stummer Besorgnis.

„Mein Kind, der Brief —?" frug sie endlich.

„Morgen, Mutter, morgen sollst Du wissen, was er enthält!" Und das arme Mädchen brach in Thränen aus und preßte das Schreiben an ihr aufgeregt pochendes Herz.

Ihrer alten Gewohnheit gemäß sprachen die beiden Frauen zusammen das Abendgebet und legten sich dann zur Ruhe. Frau Müller schlief bald ein. Sobald dies Florita, die sich noch gar nicht entkleidet hatte, gewahrte, stand sie sachte auf. Eine Nachtlampe verbreitete in dem weiten Gemache ein sehr schwaches Licht, die schweren damastenen Vorhänge, welche um das Bett der Mutter hingen, verhinderten diese, die leichten Tritte Floritas zu hören, wie auch das leise Geräusch, welches sie beim Oeffnen eines kleinen Kistchens machte, das ihr Geschmeide und etwa hundert Quadrupels enthielt. Florita nahm ein Perlenhalsband, ein Geschenk der Königin, und eine Handvoll Goldstücke heraus, kniete dann nieder vor dem Bette der Mutter und sagte ihr schluchzend ein leises Lebewohl. Hierauf stieg sie die Treppe hinab, sperrte die schweren Schlösser auf und entfernte sich, das Thor hinter sich offen lassend.

Die Nächte waren zu der Jahreszeit lang, der Nordwind pfiff schneidend in den öden Straßen; die eisige Kälte hatte die Straßen Madrids ganz rein gefegt, nicht einmal Diebe und Verliebte sah man. Dieses Schweigen, diese Finsternis jagten ihr keine Furcht ein, selbst der Tod hätte sie in diesem Augenblicke nicht erschreckt. Sie war unter dem Einflusse eines Gefühls, vor welchem alle andern Gefühle und Empfindungen verstummten; sie dachte nur an den, dem sie nacheilen wollte, an die, welche sie verließ und welche morgen beim Erwachen trostlos nach ihr forschen würde. Sie bedauerte nicht einen Augenblick, daß sie ihre glänzende Laufbahn verlasse; aber der Gedanke an ihre Mutter brach ihr fast das Herz. Sie irrte bis zu Tagesanbruch in der Alcalastraße herum, bis sie gegen Morgen eines der Fuhrwerke gewahr wurde, welche in jener Zeit sich zu kurzen Reisen verdingten und die Fremden in den Umgebungen von Madrid herumführten. Florita stieg in das plumpe Fahrzeug, drückte dem Kutscher einen Quadrupel in die Hand und sagte: „Wir fahren nach Guadalajara!"

9.

Am selben Abend ruhte der Marquis de Ribiers traurig und allein in einem der Gemächer des Palastes Infantado. Er war früh morgens, erschöpft, an Leib und Seele leidend, nach Guadalajara gekommen. Seine Liebe zu Florita hatte keiner seiner frühern Liebschaften geglichen; sie war lebendiger, reiner. Die Zusammenkünfte an dem Gitterfenster waren ihm hohe Wonne gewesen, nach und nach hoffte er das wilde Kind noch mehr für sich zu gewinnen, dieses Mädchen, welches ihn stets so zärtlich ihrer Liebe versicherte und doch nicht die geringste Gunst gewährte. Die Ordre, die ihn nach Frankreich berief, war ein Blitzstrahl für ihn gewesen; er hatte nicht Kraft genug gefühlt, selbst zu Florita zu gehen und ihr sein Lebewohl zu sagen.

Der Herzog von Infantado, in dessen Palaste der Marquis eine kurze Station gemacht, befand sich damals nicht in Guadalajara; der Marquis wurde deshalb von dem Haushofmeister empfangen, der sich zurückzog, nachdem er das Souper hatte auftragen lassen. Hierauf war der Almosenier gekommen, doch Ribiers entließ auch diesen nach kurzem Verweilen und blieb mit Chaville, seinem französischen Kammerdiener, allein.

Die messingene Wanduhr des Gemaches schlug die siebente Stunde.

„Chaville," sagte der Marquis, „bist Du dessen ganz gewiß, daß kein Brief an mich ankam?"

„Er müßte höchstens in der letzten Viertelstunde gekommen sein, denn früher habe ich selbst nachgesehen. Doch gab ich den Leuten den Befehl, daß wenn ein Brief ankäme, man ihn auf der Stelle anher bringen sollte. Wenn indes Herr Marquis befehlen, will ich selbst noch einmal nachsehen."

„Nein, Chaville, nicht gleich jetzt, in einer Weile. Wie lang der heutige Abend ist! Und wie mich fröstelt!"

Chaville blies die Kohlen im Kamine an.

Einige Minuten später wurde leise an die Thüre geklopft.

„Das ist ihr Brief!" rief der Marquis. Sein Herz schlug heftig vor Ungeduld, er sprang auf, ging selbst dem so sehnsuchtsvoll erwarteten Boten entgegen, fuhr aber sogleich erschrocken zurück und stammelte: „Florita!"

Der Ton, in welchem er diesen Namen aussprach, war so seltsam, daß das Mädchen wie erstarrt stehen blieb. Eine kleine Pause trat ein, während welcher Chaville sich wegschlich. Der Marquis fand indes Zeit, sich von seinem Erstaunen zu erholen.

„Meine schöne Florita," sagte er, auf sie zutretend und seine Ueberraschung unter einem Lächeln verbergend, „seid Ihr es? Wirklich Ihr? So viel Glück konnte ich kaum hoffen!"

Sie fiel zitternd, erschöpft in einen Stuhl, er kniete vor ihr nieder.

„Meine teure Seele, wie fandet Ihr Gelegenheit, Madrid zu verlassen und mir ein Lebewohl zu sagen? Ich erwartete nicht —"

„Mein Lebewohl?" sagte sie bitter lächelnd.

„Florita!" fuhr der Marquis fort. „Ihr wolltet mir in diesem Leben noch einen glücklichen Augenblick bereiten? Wieviel Dank bin ich Euch dafür schuldig! Ja, meine Liebe, eine Stunde des Glückes, und ich will nicht mehr über mein Mißgeschick klagen. Das Andenken daran wird hinreichen, mich das ganze Leben hindurch zu beglücken!"

Florita machte sich heftig von seinem Arme los und rief aufgeregt: „Aber wie, wenn wir für immer vereint blieben?"

„Für immer?" wiederholte der Marquis mit großem Staunen.

„Ja, für immer!" erwiderte Florita und ließ ihre herrlichen Augen auf ihm ruhen; „ja, ich liebe Euch mehr als meinen Ruhm, mehr als meine Ehre, mehr als meine Mutter! ... Ich bin entflohen, ich habe alles, alles verlassen ... Ich werde Euch nach Frankreich begleiten, überall hin, wohin Ihr wollt! ..."

Sie ließ ihren Kopf auf die Schulter des Marquis sinken und brach in Thränen aus.

„Meine Florita!" rief er und schloß sie mit leidenschaftlicher Rührung in seine Arme, doch faßte er sich schnell wieder und trat einige Schritte zurück.

Tiefe Stille trat ein. Ribiers betrachtete mit einer Art Mitleid und Reue dies herrliche, sich für ihn aufopfernde Wesen. Sein Gewissen erwachte und errang bald die Herrschaft über seine Liebe. Er fühlte, wie elend es wäre, ihre Hingebung zu mißbrauchen und morgen — allein abzureisen. Er übersah mit schnellem Blicke seine Lage; er erkannte, daß es unmöglich sei, Florita zu entführen, daß er, so heiß seine Liebe auch war, nicht fähig sei, ihr jeden Ehrgeiz zum Opfer zu bringen — und er war redlich genug, es freimütig zu gestehen.

„Florita!" sagte er gerührt und mit Thränen in den Augen, „ich liebe Euch und will Euch den größten Beweis meiner Liebe geben, indem ich das Opfer, das Ihr mir bringen wollet, anzunehmen mich weigere. Ihr reiset auf der Stelle nach Madrid zurück, denn entführen kann ich Euch nicht, bedenket, wie tief unglücklich Eure Mutter über Eure Flucht sein würde."

Sie sah ihn starr an und erwiderte nichts; es schien, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Höret Ihr mich!" nahm er sanft und die Augen niederschlagend das Wort. „Ich nehme Eure Hingebung nicht an, weil ich ein Mann von Ehre bin und weil ich nicht Euer Leben, Eure schöne Zukunft meiner Leidenschaft hinopfern will. Ich kann Euch den Euer würdigen Platz neben mir nicht schenken, Florita, ich kann Euch nicht — zu meiner Gemahlin machen ... versteht Ihr mich?"

„Ja!" sagte sie tonlos und sich erhebend.

Sie war furchtbar bleich; aber ihre ruhigen Gesichtszüge verrieten nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Der Marquis fühlte einen Augenblick seinen Entschluß wanken, er bereute, daß er dem Glücke ihres Besitzes entsagt, aber er raffte sich schnell wieder auf und sagte mit leiser Stimme: „Ja, Florita, kehret zurück zu Eurem Glücke, Eurem Ruhme! Ich liebe Euch zu wahr, als daß ich nicht, zu Eurem Wohle, entsagen könnte!"

„Ihr liebet mich!" wiederholte sie mit gebrochener, thränenerstickter Stimme; sie sah es jetzt klar, mit Schaudern, verzweifelnd sah sie es ein, daß ihre Liebe stärker gewesen, als ihre Ehre. „O, mein Gott! Henri! Wußtet Ihr, wie sehr ich Euch liebe?"

Der Marquis betrachtete sie zärtlich — und zog, ohne ein Wort zu sprechen, die Klingel. Chaville erschien auf der Stelle.

„Laßt meinen Wagen anspannen. Madama wird nach Madrid zurückfahren!" sagte er trocken.

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging.

Florita blieb aufrecht, an einem Tische gelehnt, einige Schritte vor ihr der Marquis. Beide beobachteten das tiefste Schweigen. Nach zehn Minuten, welche ihnen eine Ewigkeit voll Angst und Leiden dünkten, hörte man Hufschläge und Wagengerassel auf dem

Pflaster des Hofes. Der Marquis trat auf Florita zu; seine Augen standen voll Thränen.

„Lebet wohl, Florita," sagte er, „lebet wohl für immer. Möge der Ruhm Euch trösten! Seid glücklich! . . . Die Menge wird Euch noch lange bewundernd umringen und Euch ihre Huldigungen darbringen . . . eine lange, schöne Zukunft liegt noch vor Euch offen . . ."

Er konnte vor Wehmut nicht weiter. Florita hob ihre Augen zum Himmel, preßte, ohne eine Wort zu sagen, die Hand, die er ihr reichte, an ihr Herz und verließ schnellen und festen Schrittes das Gemach.

„Ach, meine Florita!" rief der Marquis in tiefster Rührung, „meine Florita! Ich hatte einen barbarischen Mut! Lebe wohl auf ewig, Florita . . ."

Aber sie hörte ihn nicht mehr. Eine Minute später rollte der Wagen auf der Straße von Madrid dahin.

10.

Andern Morgens betrat Florita düster, matt, sterbend ihre Wohnung wieder. Frau Müller und Calderon hatten die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Sie eilten ihr entgegen, und das Mädchen stürzte zu ihren Füßen. Die unglückliche Mutter hob weinend ihr Kind auf und umarmte es; Calderon erfaßte ihre Hände und führte sie die Treppen hinauf in den Saal. Florita setzte sich, die Stirne an den Flügel lehnend, das Gesicht in ihr thränennasses Tuch verbergend. Frau Müller betrachtete sie still und traurig, mit gefalteten Händen.

„Kind," sagte endlich Calderon, sich ermannend, „Ihr habet Euch ein großes Vergehen zu schulden kommen lassen! Ihr habet alle Rücksichten für Ehre und guten Ruf außer acht gelassen . . . Doch . . . Ihr seid noch zu gehöriger Zeit zurückgekehrt . . . Fasset drum Mut, Florita, Eure Mutter verzeiht Euch, wozu Euch blinde Leidenschaft geführt . . ."

„Florita! Reiße diese unglückselige Liebe aus Deinem Herzen, lebe von nun an nur Deiner Kunst . . . und es harret Deiner noch viel Glück und Ruhm auf dieser Welt!"

Florita faßte die Hand ihrer Mutter und bedeckte sie mit Küssen; dann erhob sie die Augen zum Himmel, mit einem Blick, der auf einen düstern, aber festen Entschluß deutete.

„Auf dieser Welt!" rief sie; „ich entsage ihr, dieser Welt. Man soll mich nie wieder auf der Bühne sehen! Mutter! Diese meine Laufbahn ist beendet . . . Mutter! Ich bin nur zurückgekommen, um Dir Lebewohl zu sagen!"

„Und wohin wollet Ihr gehen?" fragte Calderon betroffen.

„Ins Kloster! Fortan will ich nur Gott mein Leben weihen."

„O, meine Tochter," rief Frau Müller, „Du liebst ihn also so über alle Maßen, diesen Mann?"

„Er war würdig einer solchen Liebe! Von der meinen will ich ihm noch einen letzten Beweis geben!" —

Am folgenden Tage trat Florita in das Kloster der Karmeliterinnen. — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Acht Tage lang sprach man in ganz Madrid sowie bei Hofe von nichts, als von diesem Ereignisse. Frau Müller trennte sich mutig von ihrer Tochter, denn sie sah ein, daß diese verwundete Seele nur in der Religion Trost finden könne. Dennoch vermochte sie nicht lange den Schmerz eines solchen Verlustes zu ertragen; sie starb, nachdem sie ihres Mannes Meisterwerk, den herrlichen Flügel, ihrem Freunde Calderon und ihr Vermögen den Armen von Madrid vermacht hatte.

Nach einem Jahre legte Florita das Gelübde ab.

Calderon beweinte noch lange den Gegenstand seiner letzten Liebe. Oft sah man ihn noch spät abends in der Kirche der Karmeliterinnen auf den kalten Quadersteinen knieen, die Stirne mit beiden Händen bedeckt. Er hörte eine Stimme im Chor singen, ähnlich jener der Engel, wenn sie in den Himmelsräumen der Gottheit ihre Lobgesänge darbringen.

Wie Gott es fügt.

Eine Wiener Weihnachtsgeschichte von M. Wundtke.

(Nachdruck verboten.)

Wie kleine verlorene Sternchen, die sich vom Himmel auf die Erde verirrten und nun vor Sehnsucht, Angst und Kälte zitterten, so sahen die Lichter der Straßenlaternen aus, die hie und da aus der trüben, eisigen Abendluft und dem heftigen Flockengestöber aufflackerten. Wer jetzt eine warme Stube hatte und vom behaglichen Ofen aus dem Tanz der wirbelnden Schneeflocken zuschauen konnte, war gut daran. Frieren ist niemals eine angenehme Sache, aber doppelt hart ist es, am Weihnachtsabend frieren müssen. Der kleine Willi gehörte zu jenen Aermsten. Was hatte der arme Junge nicht schon frieren müssen all diese Tage hindurch! Im kalten, kahlen Zimmer daheim, wo er Christbaumketten aus buntem Papier und Flitter, Sterne, Körbchen und Modellierbogen klebte, und dann gegen Abend den weiten Weg von Kagran ins Innere der Stadt, wo er seine Waren verhandelte, die langen Abendstunden bis in die sinkende Nacht hinein auf dem Weihnachtsmarkt in Frost und Schneetreiben und schließlich den endlosen Heimweg . . . der arme Bursche wußte kaum noch, was Wärme ist. Und um so schlimmer war's, da er selten etwas Warmes genossen hatte und nur ganz erbärmliche Kleidung trug.

Seine Mutter wohnte draußen über die Donau weg in Kagran hoch oben unter dem Dach eines vierstöckigen Hauses in einem Stübchen, dessen klapperndes Fenster nach dem Hof hinausging. Wenn Willi zuweilen am Fenster saß und die Stirn an die beeisten Scheiben drückte, dann blickte er in einen dunklen, engen Schacht hinab, und nicht weiter reichten die Blicke, als bis zu den kahlen, grauen Mauern drüben, welche die Rückwand eines Fabrikgebäudes bildeten. Höchstens waren abends einmal ein paar Sternchen zu sehen; aber sie blinzelten dann so schläfrig hernieder, als langweilte es sie, immerfort auf den finsteren Hof hinuntersehen zu müssen. Aber Willi fragte schon gar nicht mehr danach.

Der arme Junge hat trotz seiner elf Jahre bereits an ganz andere Dinge zu denken, besonders jetzt, da seine Mutter sich kaum mehr vom Bett erheben konnte. Hatte sie bisher allein durch Waschen und Nähen für ihren Herzensjungen gesorgt, so sorgte jetzt der Junge ganz allein für sein Mütterchen, und das that er brav. Es kam doch für den Abend ein kleines Sümmchen zusammen, und Willi verstand sein Geschäft nicht minder wie seine Kunst. Er war ein hübscher, geweckter Bursche, den die Nachbarschaft gern hatte und den die Leute zu allerhand kleinen Aufträgen wohl gebrauchen konnten. Da fiel denn bald hier einmal ein Fünfer und dort ein Zehner für ihn ab, die er alle gewissenhaft seinem Mütterchen brachte. Ach, wenn sie nur nicht so krank gewesen wäre, dann möchte ja alles noch gehen!

Klein Willi stand mit seinem Warenlager auf dem Kärntnerring. Wie die Leute sich sehnten, daß sie heimkamen! Hier und da begannen schon die Fenster im Kerzenglanz zu erstrahlen. Ein wehmütiges Träumen überkam den Jungen. Für ihn gab's dies Jahr keinen Weihnachtsbaum, oder es hätte gerade ein Wunder geschehen müssen, ein Weihnachtswunder, wie er in den Märchenbüchern gelesen hatte. Wenn er heute nach Hause kam, dann war er müde und fast erstarrt, so müde, daß er auf dem erstbesten Schneehaufen eingeschlafen wäre. Dann aß er zu Hause seine Schmalzstulle und legte sich auf den geflickten Strohsack; dann fielen ihm die Augen zu und er schlief ein. Das war sein Weihnachtsabend. Es war nichts Verlockendes. Aber jetzt war nicht Zeit, daran zu denken! Das Geschäft ging flott; es war eine ordentliche Freude!

Plötzlich wurde er gewahr, daß er ja eigentlich gar nicht mehr viel Stücke in seinem Kasten hatte, den er an Schnüren auf der Schulter hängen hatte. Wie das schnell gegangen war!

Aber da mußte er ja eigentlich schon ein hübsches Sümmchen eingenommen haben! Im Handumdrehen war auch der letzte Rest verkauft. Die Augen leuchteten. Im Geschwindschritt ging es jetzt nach Hause. Unterwegs entwarf er ein vollständiges Programm, mit dem er sein Mütterchen überraschen wollte. Und eine warme Stube wollten sie sich morgen auch machen. O, wie würde Mütterchen gucken, wenn er ihr seine Schätze auf die Bettdecke legte! Aber er mußte seinen Reichtum doch einmal zählen. Er war schon an der Prater-Haltestelle angekommen. Unter einer Gaslaterne hielt er Kassenschau. Es befanden sich nicht mehr viel Menschen auf der Straße, denn es ging bereits auf zehn Uhr. Stück um Stück holte er aus der Tasche und legte sie auf die flache Hand. Eine, zwei, drei Kronen und immer noch mehr Nickelmünzen waren vorhanden. Da, gar zwei Fünfziger! Daß die nur nicht verloren gingen! Vier . . . fünf Kronen . . . sein Gesicht strahlte . . . fünf Kronen . . . sechs Kronen . . . und achtzig Heller! Das war ja mehr, als er sich hatte träumen lassen! Da konnte ganz gewiß noch ein Stückchen Kuchen für Mütterchen abfallen.

Wie er noch so in zärtlichem Anschauen seines Reichtums dastand, fiel plötzlich ein dunkler Schatten auf seine Hand. Ahnungslos wandte er den Kopf; da fühlte er in der Hand einen kräftigen Griff, er bekam einen Stoß, daß er gegen den Laternenpfahl taumelte und — fort war sein Schatz. Durch den Flockenwirbel sah er noch einen halbwüchsigen Burschen davonlaufen und in eine Seitenstraße einbiegen.

Mit einem lauten Aufschrei stürzte er nach, weinend, rufend, flehend; aber niemand war zu sehen. Von entsetzlicher Angst getrieben, keuchte der arme Junge durch die Straßen, ziellos, unwissend, was er that und was zu thun war.

Geraume Zeit war er schon so gelaufen. Als er endlich still stehen mußte, weil die Lunge ihren Dienst versagte, begriff er, daß alles, alles verloren war, daß er heute ärmer als je zurückkehren

müsse, daß es keine warme Stube, keinen Kuchen, kein Fleisch, ja, nicht einmal Brot geben würde, und er brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus. Mit einem Male, scheinbar ganz unvermittelt, fiel ihm ein, wie er vorhin, vor einer Stunde, an zwei hell erleuchteten Parterrefenstern vorübergegangen war, da hatte er einen großen, mit Lichtern übersäten Baum gesehen, der bis an die Decke reichte. Und ganz oben drehten sich die bunten Mühlenflügel, von der aufsteigenden Wärme der Lichter getrieben, die Mühlenflügel, die aus seiner Fabrik hervorgegangen waren und die er erst vorgestern für fünfundvierzig Heller verkauft hatte — (fünf Heller hatte man ihm zu seinem Schmerze abgehandelt!). O, ganz genau hatte er sie wiedererkannt; er täuschte sich nicht!



Kommt zur Bescherung!
Nach der Originalzeichnung von Erdmann Wagner.

Er wußte selbst nicht, wie er jetzt darauf kam; aber es fiel ihm ein. Er dachte, wie gut es die Kinder in der Parterrestube heute haben würden, und er . . .? — In grimmer Verzweiflung ballte er die Hände und biß die Zähne zusammen, um nicht mehr laut aufzuschreien. Ein bitterer Trotz war über ihn gekommen; das war zu herb gewesen für das Kindergemüt.

Willi ging weiter und achtete nicht auf den Weg. Das kümmerte ihn nicht. Ihm war jetzt alles gleich. Nur sein Mütterchen, sein liebes, krankes Mütterchen, das war sein einziger Gedanke. Er fürchtete sich, nach Hause zurückzukehren. Welches Elend! Und heute ist Christnacht!

Nein, er konnte sich nicht mehr halten. Mit lautem, schmerzlichem Aufstöhnen ließ er sich, von Müdigkeit und Verzweiflung überwältigt, auf die Erde fallen, gerade auf einen frisch zusammengeschaufelten Schneehaufen, die an der Seite der menschenleeren Landstraße lagen. Seine erstarrten Hände wühlten sich tief in den Schnee und krampften sich dort zusammen, kaum daß er seine Glieder vor Mattigkeit noch fühlte. So lag er regungslos, indes die Thränen niederrannen in die kalten Himmelsflocken. Ihm kam mit einem Male der Gedanke: Ach, du möchtest tot sein!



Am Heiligabend. Originalzeichnung von Paul Hey. (Mit Gedicht)

Armes, junges Blut! Du sehnst dich in deiner Verzweiflung nach dem Tode, und wenige Stunden vorher war ein Menschenpaar hier vorbeigefahren, das mit dem Herrn der Welten haderte, weil ihm der Tod den einzigen Liebling, einen Buben just in Willis Alter, für immer genommen hatte! Gerade heute, vorhin, hatten sie ihn auf den Kirchhof hinausbegleitet. — Ein Kinderbegräbnis am Weihnachtsabend! Das ist ein hartes Vollbringen für zwei Elternherzen, die mit unaussprechlicher Liebe an dem Kinde hingen und die gesegnet genug waren mit Glücksgütern, um ihrem Liebling jeglichen Wunsch erfüllen zu können. Sie waren alt und grau geworden und standen nun in ihren alten Tagen allein da, vergeblich lauschend auf die Stimme ihres Kindes.

Willis Thränen fingen an zu versiegen. Mit geschlossenen Augen lag er da, und doch war's ihm, als sähe er tief hinein in den Himmel. Wie die Sterne flimmerten, als winkten sie ihm, zu kommen! Ein großer Weihnachtsbaum mit unzähligen Lichtern breitete sich über ihn aus. Engel schwebten in den Zweigen und reichten einander die Hände; sie glichen einer riesigen Christbaumkette, die von den Sternen bis auf die Erde reichte. Es war ihm, als würde er aufgenommen und durch den weiten Raum getragen, so leicht und frei und wohlig ward ihm. Das Weihnachtswunder! flüstert er schlaftrunken. Vor seinem Ohr erhebt sich ein wunderbar süßes Klingen wie ferne, feine Musik. Sind das die Engel, die im Himmel singen zum Weihnachtsfest? Er hält den Atem an und lauscht.

Flocke um Flocke legt sich um den Knaben, so daß es schließlich aussieht, als sollte das Bübchen schlafen gehen und der sorgsame Himmel decke es mit schneeiger Decke bis über die Ohren zu.

Willi sah nichts mehr und fühlte nichts mehr, nur die süßen, glockenartigen Töne hielten aus bei ihm. Ihm war's, als müßte er lächeln und sich weit ausstrecken, so wohlig war ihm und so seltsam leicht. Da zuckte es plötzlich angstvoll durch seine Seele. Die Mutter!

Er wollte sich aufraffen, besaß aber nicht mehr die Kraft dazu. Träge sank er wieder zurück. Ein freundliches Lächeln schwebte

um das vergrämte Kindergesicht. Immer dichter fielen die Flocken auf ihn herab.

* * *

Ein Sicherheitswachmann fand den Erstarrten und trug ihn auf seinem Arm auf die Polizeiwache, wo die Wachthabenden eben dabei waren, sich einen Weihnachtspunsch zu brauen. Hilfsbereit machte sich sofort alles um den Jungen zu schaffen; man holte Schnee herauf, legte den Bedauernswerten draußen im ungeheizten Vorzimmer nieder, entkleidete ihn und begann, ihn gehörig mit Schnee zu reiben. Man suchte die künstliche Atmung in Gang zu bringen und flößte ihm schließlich, als sich die ersten Spuren wiedererwachenden Lebens zeigten, einige Tropfen heißen Punsch ein. Schwer hielt es, die krampfhaft geschlossenen Fäuste zu öffnen. Schmutziges Schneewasser rann heraus; zugleich fiel etwas Hartes aus der einen Hand zur Erde.

Der arme Kerl fuhr zusammen; ihm war's in seiner verworrenen Traumphantasie, als hätte er bisher seinen heutigen Verdienst in der Hand gehalten und ihn erst jetzt verloren. Er fing an zu weinen, denn allmählich kam ihm der ganze Jammer seiner Lage wieder zum Bewußtsein. Die Wachleute trösteten ihn, kleideten ihn an und trugen ihn in die warme Wachstube, wo sie ihn auf das alte Ledersofa legten.

Der Anblick der fremden Oertlichkeit und der fremden Männer ließ ihn still werden. Betroffen starrte er um sich.

Man sprach freundlich zu ihm und fragte ihn aus. Da trat einer von den Beamten aus dem Vorzimmer herein und zeigte den andern ein kleines, aber allem Anschein nach überaus wertvolles Medaillon, das innen auf der einen Seite das Miniaturbildchen eines kleinen Knaben, auf der andern Seite unter Glas ein Büschelchen Haare trug. „Wo hast Du das gefunden, Stift?“ fragte der Wachmann den Kleinen.

Er kannte es nicht.

„Aber Du hast es doch in Deiner Hand gehabt!“

Das änderte an der Sache nichts; dem Knaben war das Ding unbekannt.

Es wird von den Schneefegern mit dem Schnee auf den Haufen gekehrt worden sein und so hat es der Junge unbewußt in die Hand bekommen, erklärte man sich die Sache, und so war sie die natürlichste von der Welt. — Aber etwas Wunderbares war doch dabei. Während Willi noch seine Geschichte erzählte, wurde der Wachtmeister nun abgerufen. Im Bureauzimmer war Kommerzienrat Telmann, eine in dem Stadtviertel von jedermann gekannte und sehr beliebte Persönlichkeit erschienen, um den Verlust eines Wertgegenstandes anzumelden. Er war es, der an demselben Nachmittag seinen Knaben begraben hatte. Unterwegs mußte seine Frau, die das Medaillon mit einem Kettchen am Armbande trug, dasselbe am Wagenschlag abgerissen und verloren haben. Er sowohl wie seine Frau waren über den Verlust untröstlich. Erleichtert atmete er auf, als er in dem Medaillon, das der Wachtmeister ihm hereinbrachte, sein Eigentum wiedererkannte. — Der Beamte erzählte, was er wußte, und seltsam bewegt hörte der alte Herr zu.



Pferdebahnstation am Christabend. Originalzeichnung von Otto Gerlach. (Mit Text.)

Ob er den armen Schelm, durch welchen ihm und seiner Frau etwas Kostbares erhalten worden, sehen könnte, fragte der Kommerzienrat, ein freundlicher Mann mit grauem Vollbart. Er mochte wohl schon über die Sechzig hinaus sein.

Aber selbstverständlich! Und er ging mit hinüber in das Wachtzimmer. Dort setzte er sich zu dem Knaben, schloß Bekanntschaft

mit ihm und ließ sich seine Geschichte von ihm ausführlich erzählen; er, der reiche Mann, saß da mit feuchten Augen und sagte dann schließlich: „Sie kennen mich ja, meine Herren. Meine Frau ist sonderbar. Sie bildet sich ein, unser Junge müsse wenigstens zur Christnacht wiederkommen. Sie hat zu Hause den großen Baum angezündet, der unserm Erich zugedacht war, und hat alle die Geschenke, die er haben sollte, darunter gelegt; sie sitzt nun und weint. Gestatten Sie, daß ich den kleinen Jungen da mit mir nehme? Ueberlassen Sie alles Weitere mir."

Man hatte nichts dagegen. Mit offenem Munde lauschte der Junge. Da fiel ihm sein krankes Mütterchen ein, und er fing an zu weinen. Die übermächtigen Eindrücke des heutigen Tages hatten sein Gemütsleben aus der Fassung gebracht.

„Gräme Dich nicht, mein Junge," sagte der Herr, als er die Ursache der Thränen erfahren hatte. „Es ist brav von Dir, daß Du an Deine Mutter denkst. Wir werden hinschicken und ihr Bescheid sagen lassen, und nachher bringt Dich dann mein Wagen nach Hause. Ist Dir's so recht?"

Fort waren seine Thränen! Einen Weihnachtsbaum sollte er sehen und Spielsachen, und nachher sollte er in einem Wagen nach Hause fahren! Das gab den Ausschlag! — — —

Unter dem strahlenden Christbaum stand der kleine Junge ganz betroffen und staunte über die Pracht, von der er sich niemals einen Begriff hätte machen können. Und wie schmuck er aussah in dem neuen Anzug, der eigentlich dem Erich zugedacht war!

„Er paßt ihm, als ob er für ihn gemacht wäre," sagte der Kommerzienrat, und seine Frau schloß den Knaben in ihre Arme, küßte ihn, indes ein paar Thränen auf sein hübsch gescheiteltes Haar fielen, und bat ihn, zu spielen und sich zu freuen. Der Baum mit allem, was daran war und was darunter lag, sollte ihm gehören; wenn Weihnachten vorüber sei, dann dürfe er kommen und ihn plündern. Aber es schien ihm noch etwas zu fehlen.

„Wenn Mütterchen das sehen könnte!"

„Geh', mein Kind! Morgen bringst Du Dein Mütterchen her, auch sie soll vom Christkinde nicht vergessen werden."

Das war das erlösende Wort; jetzt erst war seine Freude vollständig; aber immerhin dauerte es noch ein Weilchen, ehe er sich ganz seinem inneren Jubel hinzugeben vermochte.

Noch fühlte er sich wie in einem Traum; in dem neuen Anzuge wagte er sich kaum zu bewegen; nur seine Blicke flogen staunend und begehrlich über alle diese Herrlichkeiten. Erst ganz allmählich fand er den Mut, die Gegenstände mit der Spitze seines Zeigefingers zu berühren, und nur wiederholtem gütlichem Zureden gelang es, ihn leidlich heimisch zu machen.

Mit feuchtschimmernden Augen schaute Frau Telmann auf die Freude des Jungen, die noch nicht so recht an sich selber zu glauben wagte, und dann blickte sie heiß und zärtlich den Gatten an.

„Seltsam," sagte der Kommerzienrat, „wie Gottes Hand zuweilen mit den Menschen spielt. Das fremde Kind stand draußen, bar an Glück und Weihnachtsfreude; uns nahm er das Kind, dem wir diese Weihnachtsfreude bereiten wollten . . ."

„Ja," erwiderte sie, „mir ist es, als grüßte Erich uns in diesem Knaben."

„Wer vermag Gottes Wege zu begreifen!" fuhr der alte Herr fort, „etwas Kostbares hatten wir auf der Straße verloren, — er schickt es uns durch diesen Armen wieder ins Haus! Vielleicht ist es Gottes Wille, daß er uns Wertvolleres zurückbringe . . ."

Sie schlang den Arm um die Schulter ihres Mannes.

„Noch ist die Wunde zu frisch, Lieber, daß sie jetzt schon schließen sollte. Laß uns Zeit. Wir sind beide alt und werden die Stimme eines geliebten Kindes in unsern alten Tagen recht schmerzlich vermissen. Sprich mit der Frau . . . wir werden das Opfer nicht von ihr verlangen, daß sie sich von ihrem Kinde trennen soll. Sie soll unser Haus teilen. Für den armen Kleinen aber wollen wir sorgen, als ob's unser Erich wäre. Meinst Du nicht auch, Teurer?"

Er küßte sie und sagte lächelnd: „Daß Du mir doch alles aus der Seele wegliesest, Meta!"

„Diesmal nicht, Du Lieber," gab sie ebenfalls unter Thränen lächelnd zur Antwort, „Gottes Wille und Walten war's, in dem ich gelesen habe."

Der Vagabund.

Erzählung von Otto Landsmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Schon seit dem frühen Morgen war der Mann auf dem Wege. Er mochte vierzig bis fünfundvierzig Jahre zählen und war, was man einen Vagabunden, einen Landstreicher nennt, ein stämmiger Kamerad, der sich für alle ländlichen Arbeiten eignete. Er ging von Marktflecken zu Marktflecken, von Dorf zu Dorf, um seine Dienste anzubieten, im Sommer ein Stück Brot und Obst genießend, im Winter, eine schlimme Jahreszeit für ihn, in einer Scheuer übernachtend, wenn man ihm Gastfreundschaft gewähren wollte.

Er trug eine Mütze mit ledernem Schirm, welcher sein von der Sonne gebräuntes Gesicht zur Hälfte verdeckte, eine fast wie eine Schnur gedrehte Halsbinde, eine einstmals weiße Drillchhose, die an den Knieen zerrissen war, einen alten an den Ellbogen geflickten leinenen Fuhrmannskittel, auf dem Rücken eine Art Rucksack, in der Hand einen schweren dicken Knüttel und an den Füßen große, mit gewaltigen Nägeln beschlagene Schuhe.

Es war der Weihnachtsabend.

Seit dem Morgen schneite es und noch immer wanderte der Mann durch die schneebedeckte Landschaft. . . Plötzlich verklärte ein Lächeln seine Züge. Einige hundert Meter von ihm bemerkte er ein Dorf.

Rüstig schritt er weiter und als er auf der langen und gewundenen Straße dasselbe erreicht hatte, sah er sich einem ansehnlichen Gasthause gegenüber, auf dessen Schild die einladende Inschrift „Zur guten Herberge" prangte.

Er schritt dem Gasthause zu, ging aber nicht in das Gastzimmer, sondern in die Küche, wo der Wirt selbst bei der Zubereitung von Speisen mit thätig war. Im Herde brannte ein gewaltiges Feuer und über demselben dampften und summten mehrere große Kessel, während aus dem benachbarten Gastzimmer ein ohrbetäubendes Gewirr von Stimmen drang.

Als der Wirt die Thüre sich öffnen hörte, blickte er auf und den Fremdling bemerkend, fragte er: „Was wünscht Ihr, Freund?"

„Einen Bund Stroh, um darauf schlafen zu können. Einem „armen Reisenden" werdet Ihr das nicht abschlagen."

„Da irrst Du Dich," entgegnete unwirsch der Wirt. „Mein Haus steht nicht offen für Vagabunden Deines Schlages. . . Mach, daß Du mir weiter kommst und zwar auf der Stelle!"

Ohne eine Gebärde, ohne ein Wort der Auflehnung schloß der Wanderer die Thüre hinter sich zu und ging. Gewiß, er würde die Gastfreundschaft nur gegen Bezahlung verlangt haben; hatte er doch in seinem blauen Säckchen den Ueberrest seines selbsterworbenen Vermögens: vier funkelnde Fünfmarkstücke, aber er mußte sparen. . . Er hatte noch einige fünfzehn Stunden zu machen, bis er in der Stadt ankam, wo er sicher war, für einen oder zwei Monate Arbeit zu finden.

Der Mann setzte seinen Weg fort; nachdem er das andere Ende der Dorfstraße erreicht hatte, gewahrte er ein niedliches Häuschen, welches mitten in einem von einer Hecke umfriedeten Garten stand. Er näherte sich dem Häuschen und schaute durch das Fenster hinein. Es war ein weißgetünchtes Zimmer, ausgestattet mit einem Tische und einigen hölzernen Stühlen; ein doppelläufiges Gewehr hing an der Wand. Eine große Lampe warf ihr Licht auf ein weißleinenes Tischtuch, einen gläsernen Krug voll Bier und auf eine dampfende Suppenschüssel mit bauchförmiger Rundung. Am Tische saß, seine Zeitung lesend, ein Mann von etwa fünfzig Jahren.

Der Fremdling klopfte schüchtern an der Thüre.

Der Hausherr stand auf, erfaßte die Lampe und öffnete mit mißtrauischer Miene die Hausthüre.

„Herr," sagte der Fremde, „verzeihen Sie! Könnten Sie einem „armen Reisenden" in der Scheune dort einen Winkel anweisen, um dort heute nacht schlafen zu können? . . ."

„Das fiele mir ein," versetzte der andere mit wildem Lachen, „nachdem die Vagabunden- und Verbrechergeschichten, welche gegenwärtig in den Zeitungen stehen, immer häufiger werden. Pack, Dich, verwegener Geselle!"

Bei diesen Worten schloß er auf eine rohe Art die Thüre und unser Wandersbursche, der mit einem Gefühle, in welchem dennoch noch mehr Gleichmut als Bitterkeit lag, die Achseln zuckte, konnte durch das Fenster sehen, wie jener sein altes Gewehr von der Wand riß. . .

Entmutigt nahm der Wanderer seinen Weg wieder auf; es herrschte finstere Nacht. . . Vor sich entdeckte er ein Gebäude mit einem Turm, es war die Kirche. Sein Entschluß war schnell gefaßt; hurtig stieg er die zum Gotteshause führenden Stufen hinauf und trat hinein. Hier kauerte er sich in einer Ecke nieder, drückte sich zusammen, so gut es ging, und als ein Mann, der an derartige Erlebnisse gewohnt war, schlief er ein, kurz nachdem er die Augen geschlossen hatte, überwältigt von der Müdigkeit.

Es war kaum eine Viertelstunde vergangen, seit er eingeschlummert war, als eine Hand ihm auf die Schulter klopfte. Er schlug die Augen auf; vor ihm war ein mit einem weiten schneebedeckten Mantel bekleideter Mann.

„Da darfst Du nicht bleiben, Freund," sagte der Angekommene, „Du würdest ja erfrieren."

„Das ist leicht gesagt," versetzte der andere mit Gleichmut. „Wo soll ich denn sonst bleiben? Es giebt Orte, wo man gegen

die armen Teufel hartherzig ist und wo ein armer Reisender keines besseren Loses wert erachtet wird, als daß er in einem Straßengraben sein Ende findet wie ein rändiger Hund..."

„Du hast mit Unrecht eine schlechte Meinung von diesem Dorfe, ich will es Dir beweisen. Steh auf! Mein Haus ist nicht weit von hier. Du wirst auf dem Dachboden frisches Stroh finden, wo Du schlafen wirst wie ein Bär, nachdem Du eine gute Suppe gegessen hast, die Dir Kräfte geben wird, um Deinen Weg fortzusetzen."

Der Mann erhob sich geschwind, indem er seine erstarrten Glieder schüttelte und folgte seinem Erbarmer, der kein anderer war als der Dorfschmied und Kirchenpfleger, der seine gewohnte Nachschau im Gotteshause hielt und so den Fremdling auffand. Nach kurzem Wege erreichten sie die Schmiede, die an ein kleines einstöckiges Häuschen anstieß.

Der Tisch in der Wohnstube war gedeckt; mit einigen Worten stellte der Schmied seiner Frau den Reisenden vor. Der Mann fand seinen Platz neben dem Kinde der Eltern, einem Mädchen von sechs Jahren, namens Bertha, welches dem Ankömmling sogleich einen freudigen Empfang bereitete.

Der arme Reisende aß nicht: er verschlang. Er nahm das vierte Teller voll Suppe in Angriff und während er aß, lachte er in seinen Bart, so sehr gefiel ihm das fröhliche Geplauder Berthas, welche zu ihrem Vater sagte:

„Vater, hast Du bei unserm Nachbar Kaufmann Franke die schöne Puppe gesehen, welche im Laden zu verkaufen ist? Wenn Du sähest, wie schön sie ist! Sie hat große, ganz blaue Augen, blau wie der Himmel im Sommer, mit so langen Wimpern! Und ihre Schuhe! allerliebste kleine Schuhe, so groß wie eine Nußschale und mit rosenroten Bändern geschnürt. Wie schade, daß das Christkind seine Spielsachen bezahlen muß! An der Puppe hängt ein weißer Zettel und darauf steht der Preis. Nachbars Elise hat gesagt, es heißt zehn Mark. Das ist viel Geld, nicht wahr, zehn Mark!"

„Ja," sagte der Vater mit einer gewissen Traurigkeit in der Stimme ... „ja es ist viel Geld. An solche Dinge dürfen wir nicht denken, denn wir sind nicht reich genug, um vom Christkind zu erwarten, daß es Dir heute nacht die schöne Puppe unseres Nachbars Franke bringt."

Der arme Reisende sagte nichts; er trank das ihm vorgesetzte Glas Bier und nachdem er das Kind liebevoll an sich gedrückt hatte, bat er seine Hauswirte, sein Lager aufsuchen zu dürfen. Der Schmied führte ihn auf den durch ein einziges auf die Straße gehendes Fenster erhellten Dachboden und ihm gute Nacht wünschend, ließ er ihn allein, ungehindert sich von seiner Müdigkeit auszuruhen.

2.

Nach etwa einer Stunde erwachte der arme Reisende. Drunten im Zimmer wurde gesprochen; er horchte. Es war die Kleine, welche, die Sinne voll der herrlichen Puppe, ihren Eltern noch immer von diesem Wunder erzählte, ausführlich die Schönheit derselben schilderte und ihre Reden immer mit dem Bedauern schloß, daß die Puppe so viel koste.

Der bleiche Schein des Wintermondes erhellte den Dachboden. Der Mann hatte sich ganz leise erhoben und einen Blick nach dem Fenster geworfen. Von da aus sah er die in einen weißen Schneemantel gehüllten Häuser des Dorfes und gerade gegenüber, auf die andere Seite der Straße, den hell erleuchteten Laden des Kaufmannes und die Puppe. Die Puppe, den Gegenstand der Begierde Berthas, umgeben von einer Menge anderer verlockender Dinge.

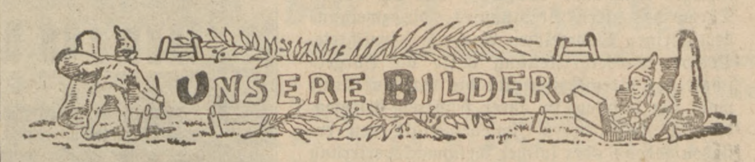
Da stieg in der Seele dieses Bettlers, dieses Vagabunden, dieses Heimatlosen ein Gedanke auf, der nur eine Eingebung seiner unendlichen Mildherzigkeit, seines unbegrenzten Zartgefühls sein konnte. Er sagte sich, daß er als kleiner Knabe niemals die kindliche Entzückung der Weihnachtsnacht gekannt hätte, er trug in seiner Tasche vier schöne Fünfmarkstücke, mit denen er das Herzchen eines Kindes befriedigen konnte, das er unter seinen Füßen seine Wünsche lallen hörte.

Ja, welch ein guter Gedanke! Welche Freude er diesen braven Leuten, die ihn so gut aufgenommen hatten, bereiten würde! Allerdings hieß das sein kleines Vermögen schmälern, aber wenn er auch mit erleichtertem Geldbeutel seinen Weg unter den Sternen des Himmels wieder antreten mußte, sein Herz würde doch schwellen vor einer Freude, die er niemals gekannt hatte!

Sachte öffnete er das Fenster und entnahm seinem Säckchen zwei Fünfmarkstücke. Doch wie hinabsteigen? Glücklicherweise war gerade eine Leiter am Fenster, welche dazu diente, das Stroh auf den Dachboden zu schaffen. Mit der Gewandtheit einer Katze stieg er in einem Augenblick die Sprossen hinab und in seinen Bart lachend, seine Gesichtszüge verklärt durch das, was er that, trat er wie der Wind in den Laden, legte, sich brüstend, die zwei Fünfmarkstücke auf den Zahltisch des Kaufmanns und die kostbare Puppe an seine wetterharte Brust drückend, stieg er wieder in den Dachboden hinauf.

Hier legte er sich wieder nieder auf das Stroh. Gegen fünf Uhr morgens nahm er die neben ihm liegende Puppe an sich und seinen Atem anhaltend ging er leise, leise die hölzerne Treppe hinab, welche zu der Stube führte, wo Bertha schlief. Er legte die Puppe ins Bettchen der Kleinen und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne. An der Brust der Puppe hatte er den weißen Zettel, worauf der Preis stand, befestigt und mit Bleistift, den er in der Tasche hatte, mit plumpen Buchstaben darauf geschrieben: „Seiner kleinen Freundin Bertha. Der Vagabund."

Als er wieder oben angelangt war, zog er seine schweren Schuhe wieder an, nahm seinen Sack auf den Rücken, seinen Stock in die Hand, setzte seine Schirmmütze auf, und innerlich diesem gastlichen Hause Lebewohl sagend, stieg er wieder an der Leiter hinab und begann von neuem seine Wanderung auf der weißen Landstraße, beseelt von dem Gedanken, daß die Freude Berthas ihm dort oben angerechnet werden, daß ihm der Weg jetzt nicht mehr so lang vorkommen würde, daß er auch ferner wieder eine ihn für kurze Zeit beherbergende gastfreundliche Behausung finden und der unvergängliche Segen des Kindes, dessen Traum er verwirklicht hatte, zuweilen über seinem vom Wind der Wälder und Ebenen umtosten Haupte schweben und ihn trösten würde!



Weihnachten der Armen. Nur wenige Tage trennen uns von dem herrlichen Weihnachtsfeste, dessen Wiederkehr von allen mit hellem Jubel begrüßt wird. Von allen? Wohl von denen nicht, die vom Glück enterbt sind, und die, von Hunger und Sorgen gequält, mit Furcht und Bangen den nächsten Stunden entgegensehen. An der Thoreinfahrt eines prächtigen Palais steht eine arme Witwe, deren drei Kinder vergeblich nach Brot schreien. Das älteste Kind — ein Mädchen von sechs Jahren — fleht die Vorübergehenden mit ihrer zarten, schwachen Stimme um eine milde Gabe an, doch nur wenige beachten die mit einem dünnen Röckchen bekleidete Bettlerin, denn sie müssen rasch und hastig wieder vorwärts, wie es der fiebernde Puls der Großstadt erfordert. Da naht, gefolgt von einem reich galonnierten Diener, der mehrere Pakete trägt, eine hochelegante Dame, die soeben größere Einkäufe für den Weihnachtstisch besorgt hat. Plötzlich tönt die bittende Stimme der armen Kleinen an das Ohr der vornehmen Frau, und ein Blick in das blasse, hohlwangige Gesicht des Kindes genügt ihr, um die bittere Not zu erkennen, in der sich die Flehende befindet. Ein namenloses Weh bemächtigt sich der reichen Frau, als sie die in Lumpen gehüllte Mutter und deren frierende und hungernde Kinder bemerkt. Auch sie hat daheim, in der großen, eleganten und warmen Kinderstube drei zarte Sprößlinge, die alles besitzen, wornach ihr Herz sich sehnt, und die sich nun auf den grünen, hellerleuchteten Tannenbaum und auf die reichen Weihnachtsgaben freuen. Wie ganz anders hat sich das Lebensschicksal dieser, im Vergleiche zu jenen Kindern gestaltet, die ihr jetzt die mageren Hände zum Empfange einer milden Gabe entgegenstrecken. Rasch entschlossen tritt die reiche Dame an die arme Witwe heran, die ihr in wenigen Worten ihre traurige Lebensgeschichte erzählt hat. Wer rasch hilft — der hilft doppelt, so denkt die edle Frau, und noch am selbigen Abend sitzt die arme Witwe mit ihren Kindern in der warmen Stube bei einem kräftigen Mahle, und mit lauten Worten preisen sie die edle That ihrer Wohltäterin. Wieder naht Weihnachten, das schönste Fest der Christenheit, und wenn um den hellen Weihnachtsbaum sich frohe Menschenkinder scharen, dann mögen sie der Armen und vom Glück Enterbten nicht vergessen! St.

Am Heiligabend.

Selig, wem in heilger Nacht,
In der Wundernacht der Welt,
Eines Baumes Lichterpracht
Sein zufriednes Heim erhellt!

Durch der Heimwehthränen Schein
Weihnacht sehn, ist bittres Los!
Bei der Lust landaus, landein,
Wächst die Sehnsucht riesengroß.

Bitter ist's, im kalten Schnee
Einsam stehn am fremden Zaun,
Und durch eignes, banges Weh
Fremden süßen Frieden schaun!

Kleinstes Heim ist Goldes wert!
Traurig steht es sich davor. —
Wem ein liebes Dach beschert,
Oeffne freundlichst heut sein Thor.

Selig tönt das Wort „Herein!"
In ein heimwehvolles Herz.
Soll es rechte Weihnacht sein,
Heile Lieb des Lebens Schmerz!

Ach so grausam ist die Not
Und so traut der Güte Licht —
Und am heiligsten das Brot,
Das der Armut Armut bricht!

Gott gab seinen hehren Sohn,
Seine Bäume gab der Tann.
Mächtig rauscht der Glocken Ton:
Selig ist, wer geben kann!

Erst der Liebe Flügelwehn
Macht die Christnachtherrlichkeit.
Lasset keinen draußen stehn!
Oeffnet eure Thore weit!

Frida Schanz.

Pferdebahnstation am Christabend. Das herrliche Weihnachtsfest mit seinem grünen, hellerleuchteten und geschmückten Tannenbaum ist nicht nur die Freude der Kinder, sondern auch der Erwachsenen, ja selbst der Greise.

Der Christabend ist das schönste und erhabenste Fest der deutschen Familie; er vereinigt, wenn nur halbwegs thunlich, alle ihre Angehörigen, und der in der Ferne Weilende lenkt an diesem Tage seine Gedanken gewiß nach der teueren Heimat. Wie schön und sinnreich ist die Sitte, sich am Christabend gegenseitig zu beschenken; viele Wochen vorher sind schon die Familienmitglieder von der freudigen Sorge erfüllt, was sie sich an jenem weihevollen Abend bescheren werden. Die Großstadt hat am Christtage ein eigenartiges Gepräge. Alles hastet und sputet sich, überall sieht man geschäftige Menschen; die Kaufläden sind überfüllt; in den Händen der Passanten erblicken wir große und kleine Pakete, die Geschenke für Freunde und Angehörige enthalten. Eine solche bewegte Straßen-Scene stellt unser heutiges Bild dar. Eine zahlreiche Menschenmenge, jeder mit einem Paket in der Hand, wartet im Schneegestöber ungeduldig auf einen Pferdewagen. Möglichst rasch nach Hause zu kommen ist heute der Wunsch aller, denn es dunkelt bereits, und freudig erregte Kinderherzen sehnen sich nach dem hellstrahlenden Tannenbaum. St.

Das Rathaus in Aachen. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt Aachen gehört besonders das in seiner äußeren Restauration soeben vollendete Rathaus. Am Feste Peter und Paul des Jahres 1883 war es, als ein heftiges Flugfeuer das Dach und die beiden Türme des alten Stadthauses, die zweihundertjährigen Wahrzeichen Aachens, vernichtete. Bei der Wiederherstellung hätte die Bürgerschaft der alten Kaiserstadt die Rathaustürme wohl am liebsten in ihrer früheren stillosen, dreifach umwulsteten Zwiebelgestalt neu erstehen sehen; aber solcher Geschmacksverirrung konnten und durften die Architekten keine Konzession machen, wohl aber gestalteten sie eine Art von Ausgleich zwischen einer durch die Tradition geheiligten Anschauung und den durch die Prachtfaçade des Rathauses vorgeschriebenen gotischen Formen. Auf einem Unterbau, der mit seinen zierlichen Erkergalerien an unsere mittelalterlichen Thorburgen mahnt, erheben sich jetzt in kühner Konstruktion die Turmhelme, deren Spitzen die Kaiserkrone als Schmuck tragen. So werden „Granus-Turm" und „Marktturm" wohl auch hinfürder bei ihrer jetzt feingegliederten Durchführung das Wahrzeichen der Stadt Aachen bilden auf Jahrhunderte hinaus.

Das Rathaus in Aachen. (Mit Text.)



Replik. „Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie nicht die Gefahr scheuten, der Lebensretter meiner Tochter zu sein." — Fremder: „Gefahr? Ich bin ja doch schon längst verheiratet."

Kathederblüte. Professor der Chemie (im Eifer des Vortrages): „Ohne Sauerstoff, meine Herren, könnte der Mensch überhaupt nicht leben. Merkwürdigerweise existiert dieser für uns so unentbehrliche Stoff erst seit etwa einem Jahrhundert."

Zurückgegeben. Erste Freundin (ihre Freundin auf der Straße treffend): „Wo willst Du hin, Marie?" — Zweite Freundin: „Nach der Geflügelausstellung." — Erste Freundin: „Laß nur, es sind schon genug Puten und Gänse da." — Zweite Freundin: „So, haben sie Dich schon fortgeschickt?"

Am unrechten Orte. Großfürst Michael von Rußland besuchte einmal mit den ordengeschmückten Herren seiner Umgebung die St. Petersburger Sternwarte. Der Astronom Professor Struve war auf solchen Besuch nicht vorbereitet und empfing den hohen Gast mit leicht begreiflicher Verlegenheit. „Mein Gott," bemerkte hinterher ein Hofherr zum Großfürsten, „wie konnte sich nur ein Professor so linkisch und komisch benehmen!" — „Kein Wunder," — versetzte der Großfürst — „Struve war überrascht, so viele Sterne am unrechten Platze zu sehen!" E. K.

Die erste Glocke. Vor 1500 Jahren erklang auf dem Dome zu Nola in Campanien die erste Glocke. Sie war in Form und Zusammensetzung der heutigen ähnlich, und der fromme und gelehrte Bischof Paulinus wird als ihr Erfinder genannt. Daher sollen sich auch die lateinischen Namen der Glocke campana und nola schreiben. Die ersten Christengemeinden kannten keine Glocken, sondern riefen die Andächtigen durch Läufer zusammen. Rührend ist die Legende, welche erzählt, wie Paulinus die Glocken erfand: Die Sonne war im Sinken, als der fromme Mann über die Waldwiese still sinnend dahinschritt. Der goldige Purpur des Abends durchglühte das üppige Blättergrün der leise rauschenden Bäume, und rings herrschte solch ein seliger Frieden, daß Paulinus unwillkürlich die Hände faltend ausrief: „Sei gebenedeiet und gepriesen, Herr der Welten, in Deinem irdischen Himmel; o gieb mir ein Zeichen, daß Du jetzt bei mir weilst und bei mir bleiben wirst bis an das Ende meiner Tage." Da begann es leise, ganz leise im Umkreise zu klingen, und der fromme Beter gewahrte, wie die blauen Glockenblümchen rings ihre Köpfchen im Abendwinde wiegten. Zur Erinnerung an diese selige Stunde ließ der gottesfürchtige Bischof zu Nola im Dom eine Riesenglockenblume gießen, die stets beim Gebete der frommen Gemeinde erklang, und dies war die erste Kirchenglocke, die zum Preise des Christengottes erklang. — Langsam verbreitete sich indes nun der Gebrauch der Glocken. Dennoch hatte um das Jahr 550 bereits manches Gotteshaus in Frankreich seine Glocke, doch war ihre Einführung noch lange nicht Gemeingut geworden. Erst dem Papste Sabinian blieb es vorbehalten, dem Kreuze die Glocke als Attribut des christlichen Glaubens hinzuzufügen, und so erklangen um das Jahr 590 zu Rom die ersten Glocken. Sabinian war somit der erste Papst, dem, als er im Jahre 610 seine Augen zum ewigen Schlafe schloß, die Glocken das erste, ergreifende schwermütige Totenlied sangen. E. K.



Zimmt-Konfekt. 140 Gramm Zucker, 140 Gramm Mehl, 1 Ei, 18 Gramm Butter, 1 Eßlöffel Zimmt. Diese Zuthaten werden auf dem Nudelbrett zu einem feinen Teig verarbeitet, messerrückendick ausgewellt, viereckige Stückchen geschnitten, in die Mitte eine Mandel gesetzt und in der Röhre gebacken.

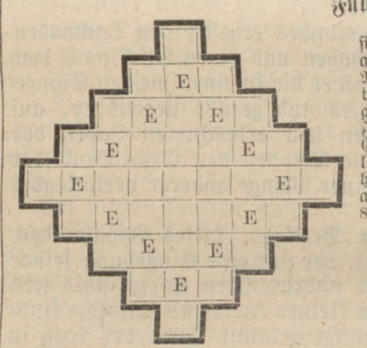
Zuckerstrizel. (Sehr ergiebig). 1 Pfund Zucker wird mit 6 Eiern schaumig gerührt; dann giebt man 1 Eßlöffel Vanille-Zucker, 70 Gramm zerlassene Butter, 8 Gramm Ammonium aus einem Droguengeschäft, und 980 Gramm feines Mehl darunter, rollt federkielstarke Strizel aus, ritzt sie mit einem scharfen Messer in der Mitte und bäckt sie bei guter Hitze.

Chokoladesternchen auf den Christbaum. 250 Gramm Zucker wird mit dem Schnee von 2 Eiweiß eine halbe Stunde gerührt, 250 Gr. gestoßene Mandeln, 60 Gramm geriebene Chokolade, 1 Löffel Vanille-Zucker und mit so viel Mehl zu einem Teige verarbeitet, den man auswellt. Dann sticht man Sternchen aus, belegt ein Backblech mit Oblaten, bringt die Sternchen darauf, läßt sie etwas abtrocknen und bäckt sie bei mäßiger Hitze. Noch warm werden sie mit weißer Zuckerglasur überstrichen, mit Perlzucker überstreut und im warmen Zimmer getrocknet.

Gegen Ohrenräude der Kaninchen empfiehlt es sich, in die Ohren der Tiere etwas Olivenöl zu gießen und nach einigen Stunden mit lauwarmem Seifenwasser auszuwaschen. Wenn dies geschehen und das Ohr vom Schmutze gereinigt, ist dasselbe mit Perubalsam (mit Spiritus verdünnt) oder mit dünner Creolinlösung einzupinseln und zwei Tage zu wiederholen.

Wie läutert man am besten Honig aus. Es giebt verschiedene empfehlenswerte Methoden der Honigklärung. Alle Gefäße, welche am Boden einen verschließbaren Abfluß haben, sind dazu tauglich. Man hat bisher sog. Rahmtöpfe benützt, welche in der Milchwirtschaft verwendet werden. Dieselben halten 20 Liter und sind aus Steingut gefertigt. Man füllt dieselben mit Honig und hängt sie in einen Kessel mit heißem Wasser, woselbst sie verbleiben, bis der Honig 47 Grad Reaumur zeigt. Hierauf wird der Topf kalt gestellt und am anderen Tage der Honig durch das Abflußloch abgelassen bis etwa auf einen Liter, welcher im Topfe verbleibt. Auf diese Weise wird der Honig völlig glanzhell und haltbar, ohne etwas von seinem Aroma einzubüßen. Es versteht sich von selbst, daß auch blecherne oder gläserne Gefäße angewandt werden können, wenn dieselben dem beabsichtigten Zwecke entsprechen.

Füllrätsel.



Die leeren Felder der vorstehenden Figur sind durch entsprechende Buchstaben in der Weise auszufüllen, daß die horizontale und vertikale Mittelreihe das Gleiche, die einzelnen wagerechten Reihen die nachstehenden Bezeichnungen ergeben: 1) Ein Buchstabe. 2) Eine brennbare Flüssigkeit. 3) Eine altrömische Göttin. 4) Ein Gewicht. 5) Eine Grundbedingung des gedeihlichen Zusammenlebens der Menschen. 6) Eine heilige Stadt der Hindu. 7) Eine gleichzeitig auftretende Entwickelung von Wärme und Licht. 8) Ein Verkehrsmittel. 9) Ein Buchstabe.

Heinrich Vogt.

Logogriph.

Es liegt mit **e** am Wellenstrand,
Mit **o** bringt's Botschaft durch das Land.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Die erste Silbe kündet
Dir eine düst're Zeit,
Die Zweite rastlos schwindet
Ins Meer der Ewigkeit.

Was beide letzten nennen,
Ist ungebunden nur,
Das Ganze wirst du kennen
Als Blume auf der Flur.

J. Falck.

Auflösung.

X
A S t
R a t t e
C h a r a d e
X S t r a h l e n
W i l h e l m
H a l l e
S e e
n

Rätsel.

Wer bei dem Ersten sitzet,
Der mag vergnügt wohl sein,
Das harte Andre stützet
So manches müde Bein.
Vereinige zum Ganzen
Du nun das Silbenpaar,
Dann zählt's zum Reich der Pflanzen.
Und beut das Erste dar.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Barben, Darben, Narben, Garben. — Des Homonyms: Tau, Au. Des Anagramms: Brei, Bier.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.